

Eines Tages
werden alle immer schon
dagegen gewesen sein

Omar El Akkad

**Eines Tages
werden alle immer schon
dagegen gewesen sein**

Aus dem Englischen von Nouria Behloul



Matthes & Seitz Berlin

»Früher oder später werden sie wieder aus unserem Land abziehen, so wie viele Völker im Laufe der Geschichte aus vielen Ländern abgezogen sind. Die Eisenbahnen, Dampfer, Krankenhäuser, Fabriken und Schulen werden uns gehören, und wir werden ihre Sprache sprechen, ohne Schuldgefühl oder Dankbarkeit. Wir werden sein, was wir sind – gewöhnliche Leute, und wenn wir Lügen sind, so sind es selbstgemachte.«

Tayeb Salich, *Zeit der Nordwanderung*¹

»Sind das deine Kinder?« »Ja.«

Wisława Szymborska, »Vietnam«²

Inhalt

Eins
Aufbruch 11

Zwei
Zeugnis tragen 35

Drei
Werte 55

Vier
Sprache 73

Fünf
Widerstand 87

Sechs
Handwerk 105

Sieben
Kleinere Übel 121

Acht
Angst 140

Neun
Abschied nehmen 168

Zehn
Ankunft 199

Sie ist nebelfarben, als sie sie entdecken, sie glaubt, sie hätte ein Ende gefunden. Wie Träger im Dienste eines grotesken Adels tragen ein halbes Dutzend Männer die Bahre aus etwas Höhlenartigem heraus, etwas, das einmal ein Zuhause war, und sie, ein Mädchen, neun oder zehn, wird schnell fortgebracht. Auf der Bahre sitzend, benommen und blutig, blickt sie zur Seite. Sie scheint etwas zu suchen. Die Männer, die die Bahre tragen, bewegen sich eilig und bestimmt, als ob Fürsorge und Sanftheit ungeschehen machen könnten, was diesem Mädchen widerfahren ist, diesem Ort, diesen Körpern, die noch aus den Trümmern gegraben werden müssen. Unweit davon bittet jemand Gott um Vergeltung. Vielleicht ist Gott hier irgendwo, ebenfalls auf der Suche.

Ein Soldat, dem ich vor Jahren begegnet bin und der das Studium der Gewaltindustrie zu seinem Hobby gemacht hatte, erzählte mir einmal, dass das Erste, was töte, wenn eine Bombe hochgehe, nicht Schrapnell oder Feuer sei. Es sei die Überdruckwelle: Luft, die vom Ort der Detonation gewaltsam nach außen gedrückt werde. Was man tun müsse, sagte er, sei sich zu Boden fallen lassen und die Ohren zuhalten, ausatmen, die Lungen leeren, bevor die Luft auf sie pralle und sie zerdrücke. Natürlich, wenn man nah genug sei, würde das alles keinen Unterschied

machen. Er sagte, die Kraft der Überdruckwelle schwäche sich proportional zur dritten Potenz der Entfernung vom Einschlagsort ab, das heiÙe, um nicht von einer Rakete, Mine oder Granate getötet zu werden, sei das Wirksamste, was man tun könne, weit weg zu sein, wenn sie hochgehe.

Wie macht man das?, fragte ich.

Macht man was?

Wissen, wann so eine Sache passiert. Wissen, wann man weit weg sein muss.

Nun, sagte er und schweifte ab. Ein paar Minuten später erzählte er mir die Geschichte eines unglaublichen Unfalls, den seine Tochter als Kleinkind gehabt hatte, wie er sie in die Notaufnahme tragen musste und es das Beängstigendste war, was er jemals erlebt hatte. Sogar in seinem Beruf, sogar nach alledem, was er gesehen hatte, war das das Beängstigendste gewesen.

Während die Männer das Mädchen von dem wegtragen, was einmal ihr Zuhause gewesen war, fragt sie, ob sie sie zum Friedhof bringen würden. Einer der Männer sagt, Mashallah, mashallah.

Wörtlich übersetzt bedeutet das: was Gott will. Eine präzisere Annäherung an die – oder eine – Bedeutung wäre so etwas wie: Was geschehen ist, ist von Gott gewollt. Aber wenn das Englische eine Bedeutung wie diese vermitteln soll, ist es steif und monoton, während Mashallah orchestral ist. Jedes Ohr, das mit dieser Sprache aufgewachsen ist, weiß, dass das, was der Mann mit diesem Wort meint, etwas ganz anderes ist. Etwas unmittelbar Vertrautes für Generationen, die es aus den Mündern strahlender Großmütter gehört haben – am Ende von Klavierübungen, Ab-

schlussfeiern oder beim ersten Anblick eines Neugeborenen. Auf diese Weise findet es seinen Hauptzweck als Ausdruck von Freude: Schaut euch diese wundervolle Sache an, die Gott geschaffen hat.

ما شاء الله

Auch Sprache drückt Luft aus der Lunge.

Jenseits der hohen Mauern und des Stacheldrahts und der Checkpoints, die diesen Ort zusammenpferchen, befindet sich das Imperium. Und auch das Imperium ist von seiner eigenen Festung aus Sprache eingeschlossen – einer Sprache, durch deren Prisma Gebäude niemals zerstört werden, sondern einfach spontan einstürzen, in der Detonationen kommen und gehen wie wandernde Königslachse und Menschen getötet werden, als ob Sterben der einzig natürliche und rechtmäßige Zweck ihrer Existenz wäre. Als ob Leben die Abweichung wäre. Und diese Sprache mag vielleicht die blutrünstigen Ränder des Imperiums beschützen, aber diese Ränder haben für den Missbrauch von Sprache keinen Nutzen. Stattdessen ist es die Mitte, die liberale, wohlmeinende, leicht zu verärgemde Mitte, die verzweifelt Schutz sucht, den diese Sprache bietet. Weil es die Mitte des Imperiums ist, die sich das alles anschauen und sagen muss: Ja, das ist tragisch, aber notwendig, denn die Alternative dazu ist Barbarei. Die Alternative zu den unzähligen Getöteten und Verstümmelten und Verwaisten und all jenen ohne Zuhause, ohne Schule, ohne Krankenhaus, zu den Schreien unter den Trümmern, zu den Leichen, den Geiern und Hunden überlassen, zu den Neugeborenen, zum Schreien und Verhungern zurückgelassen, ist Barbarei.

Das Mädchen auf der Bahre glaubt, sie hätte ein Ende gefunden. Ein Mann sagt ihr: Inti zay el amar.

Du bist wie der Mond. Wieder versagt die Übersetzung. Es gibt keine englische Entsprechung für das Wesen dieses Satzes, welches Generationen alter Filme und Liebeslieder und Familienzusammenkünfte umfasst. Hört, die heimlich verzückte Freude und das Flehen, pures Flehen, das die Worte trägt, als dieser Mann dem Mädchen sagt, das lebte, während so viele starben, dass sie schön sei jenseits der Grenzen dieser Welt.

زي القمر

Etwas ist hier zu Ende gegangen. Aber etwas anderes beginnt. Die Toten graben Brunnen in den Lebenden.

Eins Aufbruch

Ein Achtzehnmonatiges mit einer Schusswunde an der Stirn. Vielleicht hat der Scharfschütze woanders hingezielt. Vielleicht gibt es eine Erklärung. Vielleicht war es notwendig.

Portland, 2024:

Bald Frühling. Meine Tochter hat eine Stadt gebaut. Deren Hauptstraße verläuft entlang unseres Flurs, von der Eingangstür zum Esszimmer. Sie entrollt ein langes Papier und zeichnet Fahrbahntrennungslinien und Gehsteige, Bäume und Büsche. Entlang der Wand, neben den kleinen Markierungen, mit denen wir ihre Größe dokumentieren, seit sie stehen kann, hat sie kleine Schaufenster ausgeschnitten und angebracht, aus rosa und orangefarbenem Bastelpapier: Supermärkte und Cafés, eine Tierhandlung. Am Ende der Straße sitzen mindestens ein Dutzend Stofftiere feierlich innerhalb des begrenzten Raums einer Art Planstadt, so weit ich mir das vorstellen kann. Meine Tochter ordnet sie genau so an, gibt jedem seinen Platz, ist dabei, ihnen einen Park zu bauen. Sie ist bald sieben, hundert in Drachenjahren. Sie ist aus Träumen gemacht.

Wir leben in den Wäldern Oregons. Wein- und Haselnussland, irgendwo in diesem eigenartigen Zwischenraum hinter dem Ende vom progressiven Portland, aber bevor das Trump-Territorium beginnt.

Ein Jahr bevor meine Tochter geboren wurde, hatten wir versucht, ein Haus in der Stadt zu finden, konnten uns nichts leisten und suchten schließlich immer weiter draußen. Wir verbrachten Wochen damit, all diese kleinen Außenposten an der Ost- und Nordseite des Willamette-Tals sowie dem Columbia River entlang des südlichsten Teils Washingtons zu durchforsten. Nach Ausschluss zweier anderer Nachbarschaften, weil in nahe gelegenen Gärten Konföderiertenflaggen wehten, landeten wir hier, neben einem Veteranen des Zweiten Weltkriegs und einem Typen, der für einen kurzen Zeitraum von etwa zwei Monaten dachte, dass ein Haus an einer Landstraße mitten im Nirgendwo, mit fast nächtlichen Ständchen eines Kojotenchors, ein gutes Airbnb-Objekt sei. Nach ein paar Monaten hat er wieder verkauft.

Dies ist das sechzehnte oder siebzehnte Zuhause, in dem ich lebe, ich bin mir nicht ganz sicher. Aber es ist das erste meiner Kinder. Ihr Leben dreht sich in einem sicheren Orbit um dieses Haus, diese Stadt, dieses Land – um die 11 000 Kilometer entfernt von den Orten, an denen die Kindheit ihres Vaters begann auseinanderzufallen.

Hin und wieder zeige ich Ihnen Bilder, schlage mein inzwischen arthritisches Highschool-Jahrbuch auf und sage: Ja, das bin ich mit den albernen Locken, mit der dichten Mähne. Ich zeige ihnen Bilder ihres Großvaters, der starb, bevor eines von ihnen geboren wurde. Auf einem Foto

parkt er am Rand einer Wüstenstraße neben dem Auto seines Freundes. Beide fahren diese schlanken Mercedes-Limousinen der frühen Neunziger. Ich versuche, ein paar Kindern, die keine Ahnung haben, von was zum Teufel ich rede, zu erklären, dass diese Autos damals *das* Statussymbol waren, der Beweis, dass meine Familie in den Rang der oberen Mittelklasse eingetreten war. Ich sehe, wie ihr Blick abschweift, und auf einmal wird mir die Absurdität bewusst – wie konnte irgendetwas davon jemals wichtig erscheinen? Ich war ungefähr so alt wie meine Tochter jetzt ist, als mein Vater diesen Mercedes kaufte. Ich erinnere mich an mein Jauchzen. Ich führte einen kleinen Tanz auf.

Es gibt eine unüberbrückbare Distanz. Ich weiß es, und ich denke, meine Kinder können es schon spüren. Ich sage meiner Tochter, dass ich sie eines Tages an den Ort, an dem ich geboren wurde, mitnehme, damit sie die Pyramiden selbst sehen und herausfinden kann, was es mit der Nase der Sphinx wirklich auf sich hat. Ich erzähle ihr von den Stränden an der Nordküste, wo die Korallen neonfarben leuchten, und dass man da hinschwimmen und die Fische streicheln kann. Ich warne sie, dass es anders sein wird als alles, was sie bisher erlebt hat. Weißt du, wie die Leute hier bei Rot halten, frage ich. Nun, wenn wir dort sind, darfst du dich nicht wundern, wenn ... ich halte inne, überlege, wie man ein Kind auf etwas vorbereiten kann, das im Vergleich zu allem, was es bisher im Leben gesehen hat, als totales Chaos überkommen würde.

Die Leute dort haben aus tutenden Hupen eine Sprache gemacht, sage ich, und sie lacht, und tief in mir weiß ich, dass ich sie vielleicht nie mit dorthin nehme.

Ich habe gelernt, ihn mir selbst gegenüber zu rechtfertigen, diesen Bruch. Das Ganze wird sie überfordern, verwirren, zumal es schon so lange her ist, dass ich das Land der Meinen verlassen habe, sodass es wirklich keinen Zweck hat, keinen Bezug mehr.

Aber etwas an diesen Ausreden ist trügerisch, genau wie damals, als meine Frau und ich erfuhren, dass wir ein Mädchen bekommen werden, und ich wochenlang über Namen nachdachte, die im Westen und im Nahen Osten funktionieren und ihr ermöglichen würden, unbeschwert viele Welten zu durchqueren.

In Wahrheit wende ich mich von der fernen Seite der Herkunft meiner Tochter ihretwegen ab, denn seit mehr als vierzig Jahren weiß ich, was es heißt, diese Last zu tragen. Ich habe gesehen, wie Cousins aufgrund ihres arabischen Akzents am JFK zu einer Zweitinspektion abgeführt wurden; ich habe gehört, wie mein eigener Name auf jede erdenkliche Weise entstellt wurde, der Buchstabe ξ wird zu Sirup in der Kehle, wenn man aufgewachsen ist, ohne ihn zu hören und auszusprechen.

Ich habe sehr wohlmeinenden Menschen erklärt, höflich, dass ich kein Problem damit habe, Frauen die Hand zu schütteln – vielleicht haben andere Muslime ein Problem damit, ich kann es euch nicht sagen; wir kennen uns nicht alle.

Ich habe einmal ein äußerst unangenehmes Interview auf einer Buchtournee bis zum Ende durchgesehen, nachdem ich gescherzt hatte, dass ich alle meine Romane auf Arabisch schreibe und sie dann durch den Google-Übersetzer jage, und der Journalist mir das geglaubt hat. Bei unzähligen Gelegenheiten musste ich für jede:n Muslim:in, jede:n

Araber:in, jede PoC auf der Welt einstehen und in ihrem Namen sprechen, von Menschen, die keine Monster, nicht einmal annähernd böse sind, sondern einfach keinen anderen Bezugspunkt haben, den sie zu Rate ziehen können. Ich habe gelächelt, ich habe genickt. Ich war höflich dabei.

Im Großen und Ganzen ist das alles nicht sehr wichtig. Ich habe gelernt, damit umzugehen – aber warum sollte sie das auch tun? In Wahrheit halte ich zwischen dem, was meine Tochter ist, und woher sie kommt Abstand, weil es einfacher für sie sein wird so.

Genauer gesagt, weil ich ein Feigling bin.

Mitten im Zeichnen der Schaukeln im Park des imaginären Vororts ihrer Stofftiere hält meine Tochter inne.

Sie steht auf und kommt zu mir ins Wohnzimmer, wo ich sitze und durch Fotos und Videos von einer weiteren in Gaza begangenen Grausamkeit scrolle. Sie möchte, dass ich die Schreibweise von »Willkommen« prüfe.

Rasch schließe ich meinen Computer. In mehreren Browsertabs sind Aufnahmen eines Mädchens, nicht viel älter als meine Tochter, die nach einem israelischen Luftangriff aus den Trümmern gezogen wurde. In einem anderen ist die Aufzeichnung eines um Hilfe flehenden Mädchens kurz vor ihrer Hinrichtung durch einen israelischen Scharfschützen. Mehr als zwanzig Tabs sind offen, ein blutiger Karneval der schlimmsten Kriegsverbrechen, die jemals live gestreamt wurden. Ich sage meiner Tochter, dass sie das Wort richtig geschrieben hat. Sie kehrt zu ihrem Park zurück, leicht wie Luft.

Ich besitze Folgendes, meine erste Erinnerung an Krieg:

Herbst, 1990; dritte Klasse. Die Amerikanische Internationale Schule in Doha, Katar, wurde vom amerikanischen Botschafter gegründet. Ich vermute, dass er seinen Posten als Belohnung für eine ausreichend hohe Wahlkampfspende erhalten hat. Die AIS wurde unter anderem für seine Tochter G. gebaut, mein allererster Schwarm.

In jenem Herbst, als ich mich von zufälligen Krümeln Erwachsenengespräche nährte – Dinge, die unvorsichtig in Hörweite gesagt wurden, die Abendnachrichten im Raum nebenan –, erfuhr ich, dass ein Krieg bevorstand. Nicht hier, aber in der Nähe. Ich erinnere mich, wie ich meinem Vater zusah, wie er große X aus Gewebeklebeband auf unsere Balkonfenster klebte, angeblich, um zu verhindern, dass sie im Fall einer Explosion borsten.

Er machte Witze darüber, und jetzt verstehe ich, dass er so seinen Sohn beruhigen und eine Sache als belanglos darstellen wollte, die das, wäre sie eingetreten, nicht gewesen wäre. Doch wir wussten, dass wir uns nicht mitten im Krieg befanden, dass uns die Luft nicht aus den Lungen gepresst werden würde.

Schnell wandelte sich der Konflikt, der später als Golfkrieg und dann als Erster Golfkrieg bezeichnet wurde, von einer Sache, über die niemand sprach, zu einer Alltäglichkeit, nicht anders als Luftfeuchtigkeit oder Abenddämmerung. Die unzähligen Bilder auf CNN, die zunächst einen solchen Schock verursachten – diese schattenhaften Stadtlandschaften Bagdads, hier und da in Kugeln aus blassem weißem Licht explodierend – lösten keine Reaktion aus. Es war einfach das, was bestimmten Orten, bestimmten

Menschen widerfuhr: Sie wurden zu Kugeln aus blassem weißem Licht. Was zählte war, dass es nicht wir waren.

Während des ersten Golfkriegs kamen die Amerikaner. Natürlich gab es auch schon davor viele Amerikaner und Expats aus aller Welt. (In der Migrationshierarchie ist der Begriff »Expatriat« weitgehend für Weiße aus dem Westen reserviert, die ihre Heimat verlassen und in ein anderes Land ziehen, meist, weil es dort mehr Geld gibt. Wenn andere dies tun, gelten sie als »Ausländer« oder »Illegale« oder bestenfalls als »Wirtschaftsmigranten«. Wie bei den meisten Segregationskriterien weiß jeder instinktiv, wie er bezeichnet werden wird. Es ist eine Frage der Selbsterhaltung, dies zu wissen.) Da Katar einige der größten Erdgasvorkommen der Welt beherbergt, hat es jahrzehntelang Ausländer:innen angezogen, die auf der Suche nach einem Leben, das sich, wenn man es noch nie gelebt hat, fast unwirklich anfühlt. Ein Leben, in dem mehrere Hausangestellte, Chauffeure und Villen nicht nur den wenigen Allerreichsten vorbehalten bleiben, sondern zur Normalität der oberen Mittelschicht gehörten. Als ich dort lebte, waren etwa neunzig Prozent der Einwohner:innen Katars nicht von dort. Die meisten Arbeiter:innen kamen aus »Drittweatländern« – Menschen, die aus Pakistan, Indien, von den Philippinen, aus Bangladesch und Nepal (und, später, aus fast allen Teilen Subsahara-Afrikas) gekommen waren, um die Autos zu fahren und die Türme zu bauen und die Villen zu putzen. Auf dem Rücken dieser Menschen wurde der Großteil des ölreichen Arabischen Golfs errichtet, und bis heute haben sie so gut wie keine Rechte, keinen Anteil an der glitzernden Fantasie, die durch die Gewinne aus fossilen Brennstoffen finanziert und durch die Körper dieser Männer und Frauen verwirklicht wurde.

Aber die Amerikaner, die während des Krieges auftauchten, waren nicht gekommen, um in den Villen zu leben und in den Bürotürmen zu arbeiten. Sie bewohnten ein kleines Durcheinander von Zelten am Stadtrand. Sie trugen Militär-Kampfanzüge und sahen aus wie die Amerikaner, die wir in Filmen und im Fernsehen gesehen hatten. Im Unterricht mussten wir Dankesbriefe an sie schreiben, die später an den Stützpunkt geschickt wurden. Ich weiß nicht mehr, wofür ich dankbar sein sollte, nur, dass Dankbarkeit wichtig war. Dass ohne diese Leute und das, was sie zu tun bereit waren, die Welt eine ganz andere wäre.



Vier Jahre zuvor verließ mein Vater, damals erst einunddreißig und in der Buchhaltung im Sheraton Cairo in Ägypten angestellt, eines Abends das Hotel, als ein paar Soldaten beschlossen, ihm das Leben schwer zu machen.

Das Land schlafwandelte noch durch die hässlichen Jahre, welche auf die Ermordung des Präsidenten Anwar El-Sadat folgten. Nach der Unterzeichnung des Camp-David-Abkommens, welches Frieden zwischen Ägypten und Israel formalisierte, war Sadat 1981 während einer Militärparade von einem islamisch-fundamentalistischen Offizier erschossen worden. Einer der wenigen Eindrücke Ägyptens, von denen ich glaube, sie mit meinem Vater, der vor mehr als zehn Jahren gestorben ist, zu teilen, ist das intuitive Gefühl, dass Machtwechsel für Menschen aus Gegenden wie der unseren meist wie folgt ablaufen: ein Mord, ein Putsch, eine erfolgreiche Revolution, eine gescheiterte Revolution. Mein Vater liebte Ägypten. Er kannte es genau und liebte es dennoch.

Kurz nachdem ich geboren wurde, 1982, kam der Mann, der Sadat umgebracht hatte, vor das Erschießungskommando, und für Jahre lebte das ganze Land unter der lähmenden Schwere des Ausnahmezustands. Nachts draußen zu sein, bedurfte eines offiziellen Grundes, sonst riskierte man, von den Soldaten schikaniert zu werden, die aus jeder Kreuzung einen Checkpoint zu machen schienen. Ich habe gelernt, dass die Erfordernis, immer im Besitz einer gültigen Existenzberechtigung zu sein, zum Markenzeichen einer scheiternden Gesellschaft gehört.

Es war spät, und mein Vater war für diesen Abend fertig mit der Arbeit. Im Prinzip gehörte er zur Tourismusbranche, und da die ägyptische Wirtschaft, um einen kompletten Zusammenbruch zu verhindern, seit sehr langer Zeit vom Tourismus abhängig ist, wurde ihm die Sonderbewilligung erteilt, während der Sperrstunden unterwegs zu sein. Die Soldaten an der Ecke wussten das nicht. Jung, gelangweilt und beauftragt, womit autoritäre Regime junge, gelangweilte Soldaten seit Menschengedenken beauftragen – rumstehen, die gewaltsame Untermauerung der politischen Macht repräsentierend –, kümmerte es sie auch nicht. Einer von ihnen hielt meinen Vater auf.

Deine Papiere, sagte er.

Mein Vater holte seine Formulare raus. Ohne etwas zu lesen, zerriss der Soldat sie und schmiss sie auf den Boden.

Deine Papiere, wiederholte er.

In den rund vierzig Jahren seit diesem Tag habe ich häufiger an diesen Moment gedacht als an jede andere Geschichte, die mein Vater mir erzählt hat. Ich habe daran gedacht, als ich an Grenzübergängen meinen Pass auf die andere Seite des Schalters schob; als ich mitten in der Nacht

vor Panzerfäusten wegrannte; als ich in einem Gästehaus in Kandahar sitzend zwei Taliban-Funktionären zuhörte, die, in vollstem Selbstvertrauen, erklärten, wie die Welt regiert werden sollte; als ich in einem Gerichtssaal in Guantánamo Bay saß und hochgebildeten Männern und Frauen dabei zuschaute, wie sie einem ad hoc geschaffenen, absolut lächerlichen Rechtssystem eine Legitimität erteilten, von der sie wussten, dass sie nicht vorhanden war. Seit ich denken kann, ist es diese Erinnerung, die mein Verständnis von politischer Arglist formt: ein unverbindliches Verhältnis zu Recht und Gesetz. Regeln, Konventionen, Moral, selbst die Realität: Alles existiert nur so lange, wie diese Existenz zur Erhaltung der Macht notwendig ist. Andernfalls wird es, wie alles andere auch, entbehrlich.

Durch eine glückliche Fügung verließ der Chef meines Vaters, der zufällig mit einem der Soldaten befreundet war, wenig später das Hotel und trat dem Geschehen bei. Dies ist wahrscheinlich der einzige Grund, warum mein Vater in dieser Nacht unversehrt davonkam und nicht in irgendeine Außenstelle des labyrinthischen geheimen Gefängnis-systems Ägyptens verschleppt und zu einer Abwesenheit gemacht wurde. In dieser Nacht, glaube ich, beschloss mein Vater, dass er keine andere Wahl hatte, als die einzige Heimat, die er je gekannt hatte, zurückzulassen.

Er hatte schon lange mit einem Aufbruch geliebäugelt. Wie so viele Länder, die sich nach der Kolonialzeit neu zu definieren versuchten, war Ägypten ein Ort, an dem die Zukunft ins Exil geschickt worden war, und wurde von einer Regierung geführt, die der großen Mehrheit ihrer Bürger:innen keine glaubwürdige Möglichkeit eines Fort-

schritts von ihrem derzeitigen Zustand zu etwas Besserem bot. Ob unter fremder oder einheimischer Herrschaft, die Grundregel hat sich nie geändert: Bleib, wo du bist. Ein häufiges, abstoßendes politisches Erbe: Wer die Welt unter der Kontrolle von Menschen erlebt, die ihn für minderwertig halten, einer Zukunft unwürdig, läuft Gefahr, die hässliche Sache zu glauben, dass wahre Macht darin bestehe, anderen genau dasselbe anzutun. Die Fremden waren gegangen; es gab niemanden mehr, dem man das antun konnte außer uns selbst.

Und so beschloss mein Vater, der Ägypten liebte, der in dessen Musik und Poesie gebadet hatte und jede Straße kannte, jede Gasse, der als Kind unter den Tischen von Hagg El Feshawys Café in El Hussein gesessen und gesehen hatte, wie alle schon lange vor dem Nobelpreis an Naguib Mahfouz' Lippen gehangen hatten, eines Tages, dass er gehen musste. Anderswo ist seit damals unser Los zu tragen.

Für Leute wie uns war es nichts Ungewöhnliches, sich zu zerstreuen. Wie so viele arabische Männer in diesen und den darauffolgenden Jahren fand mein Vater nach einigen Monaten einen Job im Ausland. Wieder ein Buchhaltungsjob, diesmal in einem Hotel in Libyen. Doch an dem Tag, an dem sein neues Leben beginnen sollte, ging mein Vater zum Flughafen von Kairo, gab dem Sicherheitsangestellten seinen Pass und wurde umgehend festgenommen.

In weiten Teilen der arabischen Welt wird der Vorname des Vaters als zweiter Vorname des Sohnes vergeben.

Mein Name ist Omar Mohammed El Akkad. Mein Vater heißt Mohammed Ahmad El Akkad. Mein Großvater, ein Textilhändler, der ein paar Monate, bevor mein Vater

geboren wurde, starb und dessen Begräbnis, so wurde mir erzählt, ganz El Hussein zum Stillstand brachte, hieß Ahmad Suleyman El Akkad. Zum Leidwesen meines Vaters ist der Name »Mohammed Ahmad« sehr geläufig und existiert überall. Es stellte sich heraus, dass derselbe Name auf einer libyschen Liste von Terrorismusverdächtigen stand. Er wurde zur Zweitinspektion abgeführt. Das Alter meines Vaters schloß aus, dass er der gesuchte Mann war, aber ihm wurde die Einreise nach Libyen trotzdem verwehrt. Letztendlich gingen wir nie hin.

Nicht viel später traf ein anderes Jobangebot ein. Diesmal war es auf einer winzigen Halbinsel namens Katar, ein völlig unbeachteter Außenposten des British Empire, der kurz zuvor seine Unabhängigkeit erlangt hatte und auf dem riesige Vorkommen fossiler Brennstoffe entdeckt worden waren. Es war eine der am schnellsten wachsenden Nationen der Welt, die vor Geld sprudelte und auf dringender Suche nach Arbeitskräften war. Mein Vater nahm eine Stelle in einem Hotel in der Hauptstadt von Katar, Doha, an. Er wusste nichts über den Ort und wollte bis auf die Höhe seines Gehalts auch nichts darüber erfahren. Das war besser als alles, was er in Ägypten hätte verdienen können. (Einer der eher ironischen Aspekte vom Leben an einem Ort wie Katar – eines der sichersten Länder der Welt, zumindest für die Mittelklasse aufwärts – ist, dass so viele Menschen dahin ziehen und dann Prämien erhalten, Erschwerniszulagen, weil sie außerhalb ihrer Heimat leben.) Er hatte eine Familie zu ernähren. Und so gingen wir; sind seitdem immer gegangen.

Eine der Eigenschaften des westlichen Liberalismus ist die Annahme, im Nachhinein, dass tugendhafter Wider-

Erste Auflage Berlin 2025
Copyright der deutschen Ausgabe © 2025
MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstr. 57A | 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der Originalausgabe: *One Day
Everyone Will Have Always Been Against This*,
Omar El-Akkad, 2025

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die
Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Dirk Lebahn, Berlin
Satz: Monika Grucza-Nápoles, Cartagena
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7518-2071-4
www.matthes-seitz-berlin.de